Elisabeth Meyer-Renschhausen und Renate Müller

Landwirtschaft in der Stadt
Von Nutzgärten und ihrer Notwendigkeit

Im Erdbeben erschütterten Mexiko, auf innerstädtischen Brachen in Afrika, überall auf der Welt benutzen Stadtbewohnerinnen freie Flächen zunehmend häufiger für innerstädtische Landwirtschaft. Nutzgärten dienen in den Städten des Südens der Ernährungssicherung, sie gehören für die Armen zur wieder wichtiger werdenden Subsistenzlandwirtschaft. Gärten sind hier nicht nur Betätigungsfelder für Eigenarbeiten,[1] sondern dienen unmittelbar der Überlebenssicherung. Aber auch bei uns sind Kleingärten oder Gemeinschaftsgärten, wie sie in den USA heißen, beliebtes Betätigungsfeld von Migrantinnen, Erwerbslosen, Rentnern und anderen Menschen in Stadt und Land. Wahrscheinlich dienen Gärten in Stadt und Land für den Erhalt des sozialen Friedens mehr als alle anderen sozialpolitischen Instrumente. Warum?

Womit seitens der Nicht-Regierungs-Organisationen (NGO) fast keine mehr gerechnet hätte, wird im November wieder der Fall sein: Eine Folgekonferenz des Welternährungsgipfels von 1996 steht an, wiederum in Italien, wenn auch wahrscheinlich nicht - aus Angst vor den Globalisierungsgegnerinnen oder Angst vor der italienischen Polizei - in Rom. Tatsächlich hat sich seit dem letzten Gipfel der Food and Agricultural Organisation der UNO, FAO[2], 1996 in Rom leider nichts und wirklich gar nichts geändert: Wie bereits im offiziellen Abschlusspapier des FAO-Gipfels 1996 festgestellt, leiden immer noch weltweit mehr als 800 Millionen Menschen an Unterernährung. Die meisten hungern aus Armut. Das ehrgeizige Ziel von 1996, die Zahl der Hungernden bis zum Jahre 2015 zu halbieren, ist fünf Jahre später wieder aufgegeben worden. Der Strukturkonservatismus der derzeitigen neoliberalen Politik ist zäher als gedacht. Er geht in den letzten 20 Jahren einseitig auf Kosten der Armen, das sind – nicht nur bei uns, sondern auch weltweit - in der Mehrheit Frauen und Kinder.[3]

Obwohl es genügend Lebensmittel gibt und die Lebensmittelproduktion im letzten Jahrzehnt stark zugenommen hat, kommen sie bei den Armen vieler Länder des Südens nicht an. Sie verdienen nicht genug,

[1] zur Debatte um die „Eigenarbeit" vgl. u.a. Ulrich Beck, Hrsg.: Schöne neue Arbeitswelt, Frankfurt a.M. 1999, 7-190
[2] zur Geschichte der FAO siehe Wolfgang Hein, Die FAO, in: Der kritische Agrarbericht 1996, hrsg. vom Agrarbündnis e.V. Bielefeld 1996, 78-86
[3] Katharina Koufen, Der Hunger ist zäher als gedacht. In: Die Tageszeitung vom 4. September 2001 nach: "Ernährung sichern. Nachhaltige Landwirtschaft – eine Perspektive aus dem Süden", Frankfurt a.M. 2001

um die Produkte des Weltmarkts bezahlen zu können.[1] Die Arbeitslosigkeit ist im Süden noch sehr viel weiter verbreitet als in den Ländern des Nordens. Die kleinen Jobs, die Frauen in den Städten finden, sind so schlecht bezahlt, dass sie zum Leben nicht ausreichen. Die durch Klimawandel und Bodenerosion steigenden Getreidepreise verunmöglichen noch mehr Unbemittelten ausreichend Lebensmittel kaufen zu können.[2] Zu einer ausreichenden Ernährung kommen diese Gruppen nur dann, wenn ihnen ein Stück Land zur Verfügung steht, worauf sie das Nötigste erwirtschaften können. Die Landlosen in Brasilien setzen ihr Leben nicht ohne Not aufs Spiel, wenn sie brachliegendes Land von Großgrundbesitzern mit Gemüse bestellen, also Land besetzen, das ihnen dem Gesetz nach auch zusteht, obwohl sie wissen, dass sie dabei ums Leben kommen können.

Von zahlreichen Frauengruppen des Südens wird daher auf internationalen Konferenzen immer wieder das Ermöglichen von Subsistenzlandwirtschaft, einer Lebensmittel-Produktion vor allem für den eigenen Bedarf plädiert.[3] Frauengruppen der Dritten Welt sind begeistert von den Schriften europäischer Subsistenztheoretikerinnen, deren Schriften hierzulande als marginal abgetan werden.[4] Erst die anwachsende Demonstrationswelle gegen eine Globalisierung einseitig auf Kosten der Länder des Südens und für menschenwürdige, selbstbestimmte Lebensumstände auch für die Menschen im Norden, wecken die Erinnerung daran, dass eine problematische Marktfixiertheit männlich dominierter Regierungspolitik eine wesentliche Ursache der modernen Mangel- und Unterernährung ist.[5] Man übersieht, dass in den Ländern des Südens Frauen mehr als die Hälfte der Nahrungsmittel produzieren, in den afrikanischen Ländern südlich der Sahara sogar mehr als drei Viertel.[6] In Afrika ernähren im wortwörtli-

[1] World Food Summit 13-17 Novembre Rome, Italien, Rome Declaration on world food security and world food summit plan of action, FAO-Publikation 1996
[2] Lester R. Brown, Tough Choices - Facing the Challenge of Food Scarity, The Worldwatch - Enviromental Alert Series, New York/London1996, S.19
[3] Kerstin Lanje, Subsistenzökonomie und Ökolandbau: Die Alternative zur Globalisierung? - Diskussionen von Landfrauen auf dem NGO-Forum in Huairo, in: Der kritische Agrarbericht, hrsg. vom Agrarbündnis e.V. Bielefeld 1996, 99 - 103, S. 102; Christa Wichterrich, Die Erde bemuttern - Frauen und Ökologie nach dem Erdgipfel in Rio, Berichte -Analysen -Dokumente, hrsg. v. der Heinrich-Böll-Stiftung, Köln 1992
[4] vgl. Farida Akther in: There is an Alternative – Subsistence and Worldwide resistance to kooperative Globalization, ed. by Veronika Bennholdt-Thomsen, Nicholas Faraclas, Claudia von Werlhof, London/Australia 2001
[5] Maria Mies, Globalisierung von unten – Der Kampf gegen die Konzernherrschaft, Hamburg 2001
[6] Garbriele Zdunnek, Peter Ay, Food Production, Transformation Processes and Changes of Gender-specific Division of Labour in Rural Africa. In: Uwe Kracht, Manfred Schulz (Hg.), Food Securitiy and Nutrition. The Global Challenge. Münster 1999, S. 219 – 236.

chen Sinne die Frauen mit ihrer „Hände Arbeit" ihre Familien aus ihrer kleinbäuerlichen subsistenzorientierten Landwirtschaft. Weil dieses Ernährungssystem für den Markt völlig unerheblich ist, wird es übersehen.

Das Abschlusspapier der FAO-Konferenz von 1996 stellt die bedeutende Rolle der Frauen in der Nahrungsmittelproduktion in den ländlichen Regionen der Entwicklungsländer fest. Aber bereits früher geforderte Bodenreformen werden im Schlussdokument nicht wiederholt, stattdessen nur eine formelhafte „Gleichheits"-Forderung. Zwar plädierte der FAO-Gipfel in Rom für eine Wiederbelebung des Landes, um weitere Armuts-Migration vom Land in die Städte des Südens zu verhindern. Aber die schon lange beschlossenen Landreformen werden kaum empfohlen. Die von der Weltbank inszenierten Staudammprojekte, die in den letzten Jahren 240 Millionen Subsistenzbauern in aller Regel entschädigungslos von ihrem Land vertrieben haben, werden allenfalls erwähnt, aber nicht kritisiert, obwohl gerade diese Projekte die Armen um ihr Land und ihr Wasser bringen.[1] Es fehlt die Empfehlung nach Umverteilung des Landes zu Gunsten der vom westlichen, modernen Recht um ihre traditionellen Bodenrechte gebrachten Frauen.

Die FAO-Berichte von 1996 stellen fest, dass das Fördern einer nachhaltigen, umweltschonenden und menschengerechten Landwirtschaft mit angemessenen Preisen für Anbauprodukte den Zug in die Stadt und die städtische Armut beenden würde.[2] Leider wird 1996 im Abschlussbericht daraus keine Konsequenz gezogen. Weder werden dezidiert angemessene Mindestlöhne gefordert, noch werden Landreformen protegiert. Das Menschenrecht auf Nahrung ist im Art. 11 des internationalen Pakts für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte anerkannt, 130 Staaten haben unterschrieben. Diese politischen Instrumente harren nach wie vor der Umsetzung, während Handelsliberalisierungen, die Interessen großer Getreideexportländer und großer Agrarfirmen nach Ausweitung ihrer Exportmöglichkeiten ein gutes Stück vorangebracht haben. Als wesentlich gilt daher eine Steigerung der Agrarproduktion, die auch den Einsatz von mehr Chemie und Gentechnik mit einschließt. Aber dieses Denken abstrahiert von den einzelnen Menschen, die in keiner Weise entsprechend Geld verdienen können. Daher ist dieses einseitig von „oben nach unten" planende Denken inhuman, wenn es nicht ständig das direkte Gespräch

[1] Vgl. Bina Agarwal, Geschlechterfragen und Umwelt: Anregungen aus Indien, in: Ruth Klingebeil, Shalini Randeria (Hrsg.), Globalisierung aus Frauensicht – Bilanzen und Visionen, Bonn 1998, 239-293

[2] World Food Summit, FAO, Technical Background Documents, Rom, Italy Novembre 1996, 3 Bde, Bd 3

mit den betroffenen Frauen sucht. Es geht an den Realitäten der Frauen vorbei und unterläuft daher alle Programme zur „ländlichen Entwicklung" in „peripheren" ländlichen Räumen.[1]

Hunger und Hungerkatastrophen sind in Afrika (oder Ländern wie Afghanistan) Folge von Kriegen und Umweltzerstörungen. Der Hunger unter der Landbevölkerung ist jedoch nicht verursacht durch „veralteten" traditionellen Landbau. 25% der Bevölkerung Afrikas südlich der Sahara lebten zwischen 1990 und 1994 in Ländern, in denen Kriege zu Zerstörungen und Vertreibungen und damit zu extremen Notsituationen führten.[2] Studien des International Food Policy Research Institute (IFPRI) kommen zu dem Ergebnis, dass in 14 afrikanischen Ländern südlich der Sahara, die zwischen 1970 und 1993 von kriegerischen Konflikten betroffen waren, die Nahrungsmittelproduktion kriegsbedingt um 12,3 % zurückging. Hätte der Frieden dort erhalten werden können, hätten rückläufige Nahrungsmittelproduktion sowie Auswirkungen größerer Dürren aufgefangen werden können.[3] Hunger und Vertreibungen sind jedoch von den kriegsführenden Parteien vielfach politisch gewollt. Bauern und Bäuerinnen wird ihre Existenz genommen, in dem ihre Ländereien durch Kriege verheert werden oder von abziehen Truppen vermint werden, wie in Angola, in Bosnien, im Kosovo oder Afghanistan. Die dramatische Hungersnot von drei Millionen Menschen in Afghanistan Anfang September 2001 ist Folge der Verwüstung der Landwirtschaft durch die sowjetischen Truppen. Vom Westen kamen nur die Waffen und die Minen für die Kämpfer gegen die Sowjets, die Taliban, aber nahezu keine Hilfe für den Wiederaufbau der Landwirtschaft.

Abgesehen von derartigen Hungerkatastrophen ist die Nahrungsmittelproduktion entsprechend zum Bevölkerungswachstum auch in Afrika gestiegen. NGOs warnen davor, den Hunger in Afrika zu mythologisieren, um so die Legitimation für weitere durch Subventionen gesteigerte Mehrproduktion in den reichen Ländern zu Ungunsten der armen Staaten zu schaffen. In Afrika ernähren sich die Menschen in den meisten Ländern ganz gut aus eigener Herstellung, genaue Zahlen existieren kaum. Die meisten afrikanischen Staaten sind – im Ge-

[1] Vgl. Parto Teherani-Krönner, Women in Rural Production, Household and Food Security - An Iranian Perspective, in: Uwe Kracht, Manfred Schulz, Eds., Food Security and Nutrition - The Global Challenge, Münster/New York 1999, 189-218

[2] Theo Rauch, Armin Haas, Beate Lohnert, Ernährungssicherheit in ländlichen Regionen des tropischen Afrikas zwischen Weltmarkt, nationaler Agrarpolitik und den Sicherungsstrategien der Landbevölkerung. In: Peripherie Nr. 63 Jg. 1996, 31-72, 39

[3] Marc J. Cohen, Torsten Feldbrügge, Akute Ernährungskrisen und gewaltsame Konflikte. In: Deutsche Welthungerhilfe, Hrsg., Jahrbuch Welternährung. Daten, Trends, Perspektiven, Frankfurt a.M. 80-87, 82

gensatz zu weit verbreiteten Vorstellungen in den Ländern des Nordens - sehr wohl in der Lage, sich aus eigener Produktion zu erhalten. In Ländern des tropischen Afrikas ist dafür - nach einer FAO-Studie – in mindest 35% der Fälle keinerlei Intensivierung der Landwirtschaft notwendig.[1] Traditionelle Anbauverfahren reichen für die Ernährung der Familien in der Regel völlig aus.

Erst die Verstädterung erfordert eine effizientere Landwirtschaft mit hohen Überschüssen. Tatsächlich scheint eine wildwachsende Verstädterung in den Dritte-Welt-Ländern gegenwärtig unaufhaltsam. Sie ist vor allem Folge von Vertreibungen in der Folge von Kriegen oder Umweltzerstörungen in den ländlichen Gebieten. Man nimmt an, dass in den kommenden Jahrzehnten auf der Südhälfte der Erde gigantische städtische Agglomerate mit 20 und mehr Millionen Einwohnern entstehen werden - zumeist planlos wachsend und mit mangelhafter Infrastruktur. Immer mehr verarmende Menschen ziehen vom Land in die Städte, weil ihnen durch zerstörte Felder und sich verschlechternde Produktionsmöglichkeiten die Grundlagen ihrer Überlebenssicherung entzogen werden. Eine Garantie auf ausreichendes Einkommen und Nahrungssicherheit gibt es in den Städten aber nicht. Vor allem die Frauen nehmen ein erhöhtes Risiko von Armut und Unternährung auf sich, wenn sie mit ihren Familien in die Städte ziehen. Als Überlebensstrategie betreiben sie eine „Mischökonomie" aus Lohnarbeit, Nebenerwerb, Subsistenzarbeiten und Unterhalt durch Verwandtschaftsbeziehungen.

Weltweit kommt es daher zu der neuen „wilden", städtischen Landwirtschaft in Mittel- und Südamerika so gut wie in Afrika oder Asien. Nach Phasen des Gewährenlassens und der Verfolgung dieser „anarchistischen" Gartenwirtschaft – als sozusagen das moderne Stadtbild „schädigend" - wird sie heute zumindest in Afrika von den städtischen Behörden zunehmend anerkannt.[2] In Südamerika wird der Gemüseanbau in den Favelas bereits von kirchlichen Sozialarbeiterinnen durch Beratung gefördert, um so den schlimmen Mangelernährungskrankheiten vorzubeugen. Zahlreiche NGOs und Entwicklungshilfeprojekte haben die „urban agriculture" als förderungswürdig und notwendig erkannt.[3]

---

[1] nach Theo Rauch, Armin Haas, Beate Lohnert, Ernährungssicherheit, 40

[2] vgl. Friedhelm Streiffeler, Landwirtschaft als Überlebensbedingung in afrikanischen Städten. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker, Hrsg. für die Arbeitsgruppe Kleinlandwirtschaft, Die Gärten der Frauen – zur sozialen und ökologischen Notwendigkeit von Kleinstlandwirtschaft in Stadt und Land. Herbolzheim 2001.

[3] vgl. Growing Cities, Growing Food – Urban Agriculture on the Policy Agenda, ed. by Nico Bakker, Marielle Dubbeling, Sabine Gündel, Ulrich Sabel-Koschella, Henk de

Städtische Landwirtschaft

Städtische und periurbane Landwirtschaft ist kein neues historisches Phänomen. In Europa halfen sich viele Arbeiterinnen im 19. Jahrhundert, in dem sie in sogenannten Krautgärten vor den „Toren der Stadt" Kartoffeln und Kohl zur Einkommensergänzung anbauten. Später war die Aufbesserung des eintönigen Lebensmittelangebots das Motiv für die weithin praktizierte Nutzgartenwirtschaft in der DDR. Ergänzung der kargen Landarbeiterlöhne durch Nutzgärten und Kleinlandwirtschaft war generell in ganz Osteuropa das ganze 20. Jahrhundert hindurch weit verbreitet und für viele eine absolute Notwendigkeit. Auch heute bescheren ausschließlich Gärten und Kleinlandwirtschaften den Menschen Osteuropas die Nahrungssicherheit, die das marode Wirtschaftsystem und der Kolonialismus durch den neuen Wild-West-Kapitalismus ihnen in keiner Weise garantieren können.[1] Weil der Lohn nicht ausreicht, wird überall die Lohnarbeit durch die Selbstversorgerarbeiten unterfüttert, geschieht eine Art „Subsidiarisierung der Lohnarbeit durch landwirtschaftliche Subsistenzproduktion".[2] Der „Dritte Sektor" von Niedriglohn-Jobs außerhalb aller Tarife, von Schattenarbeiten und Eigenarbeiten, wird daher in der Debatte der Entwicklungshilfe seit Jahren hoffnungsvoll aus Ausweg aus der Misere diskutiert, obwohl er nicht im Interesse der Staatswesen ist, da er keine Steuern bringt.[3]

Die Agrarsoziologie beschäftigt sich daher seit Jahren mit der städtischen Landwirtschaft besonders in Afrika und untersuchte sie in zahlreichen Projekten. Etwa in Nairobi in Kenia reichen die Löhne nicht und Frauen wie Männer nutzen in der Stadt jeden freien Quadratmeter für wilde Landbebauung. Im zairischen Kisangani mit heute über 400.000 Einwohnern, verdienten bereits Anfang der 1980er Jahre sogar Staatsangestellte nicht genug zur Ernährung ihrer Familien. 26,9 % der Frauen, die derartige städtische Landwirtschaft betrieben, waren mit Staatsbediensteten verheiratet.[4] Diese urbane Landwirtschaft

---

Zeeuw (für die Deutsche Stiftung für internationale Entwicklung, DSE), Feldafing: Zentralstelle für Ernährung und Landwirtschaft 2000

[1] Nigel Swain: „Hier steht jeder auf zwei Beinen" – Die Kleinlandwirtschaft im postsozialistischen Mittel- und Osteuropa, in: Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl, Hrsg., Die Wiederkehr der Gärten. Kleinlandwirtschaft im Zeitalter der Globalisierung. Innsbruck 2000, 45-64, 48.

[2] Friedhelm Streiffeler, Landwirtschaft in der Stadt - Das Beispiel Afrika. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl, a.a.O., 64-82, 68

[3] vgl. Anton Escher, Der informelle Sektor in der Dritten Welt, in Geographische Rundschau 51. Jg. 1999, Heft 12, 658-661

[4] Friedhelm Streiffeler, Urban Agriculture in Africa with Special Reference to former Zaire. Social, Ecological and Land Use Aspects, in: Uwe Kracht, Manfred Schulz, Eds., Food Security and Nutrition - The Global Challenge, Münster/New York 1999, 169-188

wird zu zwei Dritteln von Frauen unternommen. Natürlich werden diese Subsistenzarbeiten als Voraussetzung von Lohnarbeit und Arbeiten im informellen Sektor nicht ausschließlich von Frauen erledigt, erwerbslose Männer und Alte beteiligen sich dabei. Fabriken stehen in Afrika inmitten von Maisfeldern, da es im Interesse von Arbeitern und Fabrikherren ist, den Arbeitern lange Wege zu ihren Feldern zu ersparen. Angebaut wird vor allem für den eigenen Bedarf, aber auch für den Verkauf. Männer betreiben städtische Landwirtschaft meistens dann, wenn sie keine andere Arbeit finden. Sie kümmern sich weniger um den Anbau für die Eigenversorgung, sondern betreiben städtische Landwirtschaft mit dem Ziel, Nahrungsmittel für den Verkauf anzubauen und verstehen sich im Gegensatz zu den Frauen explizit als (Berufs-) Landwirte.[1]

Die wilden Gärten, die die Armen in Kisangani illegal auf Brachflächen anlegen, haben ihre eigenen Probleme. Es handelt sich nicht um Hausgärten. Am Haus gelegene Gärten besitzen nur die Reicheren, die schon länger am Ort leben. In den anderen Gärten fehlt der Dünger, der Kompost, der aus Küchenabfällen entsteht. Oft fehlt zudem das Wasser. Es gibt keine Abstimmung wie auf dem Dorf, wer was anbaut, um Pflanzenkrankheiten vorzubeugen. Rotation im Anbau ist nicht möglich. Daher treten vermehrt Pflanzenkrankheiten auf. Da eine „shifting cultivation" nicht möglich ist, müssen immer anspruchslosere Pflanzen angebaut werden. Weil die Gärten ganz verstreut liegen, können sich ihre Betreiber auch nicht wie auf dem Dorf oder in der Schrebergartenkolonie üblich, mit Setzlingen, Tipps und Erfahrungsaustausch gegenseitig helfen. Die Gartenbetreiber wünschen daher für die Zukunft mehr Kooperation und Organisation. Die verstreute Gartenwirtschaft aus Not erzeugt auch nicht mehr die überschäumenden Freudenfeste der erfolgreichen Gartenernten, die Bronislaw Malinowski so eindrucksvoll beschrieb.[2]

Das städtische wilde Gärtnern kann als Übertragung des Systems des „plots", des „Küchengartens" der verheirateten Afrikanerin, aus dem sie ihre Familie im Dorf ernährte, auf städtische Verhältnisse verstanden werden. Weltweit wird die „Nebenerwerbslandwirtschaft" vor allem von Frauen in jenen ländlichen Regionen betrieben, aus denen die Männer bereits abgewandert sind. Die blanke Not tritt in diesen Gebieten dann auf, wenn sich ändernde Bodenbesitzvorstellungen oder subventionierte „Grüne Revolutions-Systeme" auf Kosten der

[1] Friedhelm Streiffeler, Städtische Landwirtschaft in Afrika, in: Peripherie Nr. 81/82, 2001, S.162-174, 166

[2] Bronislaw Malinowski, Korallengärten und ihre Magie - Bodenbestellung und bäuerliche Riten auf den Trobriand-Inseln, engl. Org. 1935, deutsch. hrsg. v. Fritz Kramer, Frankfurt a.M. 1981

Subsistenzlandwirtschaft der Frauen gehen, wie Vandana Shiva und Maria Mies für Indien aufzeigen.[1] Auch in Lateinamerika wird vielerorts, wo es nur irgend möglich ist, auf städtischen Brachen meist von Frauen für den Eigenbedarf „geackert".[2]

Community Garden New York

Diese Selbstversorgung durch Gemüseanbau und Kleintierhaltung gehört zur erweiterten Hausarbeit der Frauen,[3] die städtische Selbstversorger-Landwirtschaft ist unsichtbar wie die Hausarbeit es seit Etablierung der Nationalökonomie ist, und wie die Schattenarbeiten des „informellen Sektors" es sind. Was die Niedriglohnarbeiten des informellen Sektors an notwendigem Verdienst nicht bringen,[4] müssen die Frauen in Garten und Haushalt irgendwie versuchen wett zu machen. Von der Weltpolitik werden diese Arbeiten, da nicht besteuerbar und kaum marktrelevant, nicht berücksichtigt. Für die Betroffenen sind

[1] Maria Mies, Vandana Shiva, Ökofeminismus - Beiträge zur Praxis und Theorie, Zürich: Rotpunkt Verlag 1995

[2] vgl. Petra Kreinecker, Städtische Landwirtschaft in Bolivien: Eine weibliche Subsistenzstrategie. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker, a.a.O.

[3] ebda

[4] Georg Elwert, Hans-Dieter Evers, W. Wilkens, Die Suche nach der Sicherheit: Kombinierte Produktionsformen im sogenannten Informellen Sektor, Zeitschrift für Soziologie 12. Jg. 1983 H. 4, 281-296

diese Gärten dennoch oft überlebensnotwendig. Die Gärten um die Datschen rings um Moskau sind es, die den Moskauern das Überleben sichert, seit die Versorgungswirtschaft weggebrochen ist und in Russlands Läden nichts mehr zu kaufen ist.[1] Bereits 1995 entstammten 90% der Kartoffelernte in Russland privatem Anbau auf sogenannten Datschen, 97% aller Bauernhöfe haben nur 6,2% der Fläche des Landes, erbringen aber 39,6% der Produktion.[2] In den USA entstehen in den arbeitslosen Zentren überall neue Community-Gärten, Gemeinschafts-Nutzgärten, vielfach initiiert und angeleitet von Frauen oder männlichen Sozialarbeitern, durchgeführt von den Betroffenen selbst, vielfach Erwerbslose, Arme, Obdachlose.[3] In Detroit und San Francisco haben Sozialarbeiter und andere engagierte Bürgerinnen mit Erfolg Gemeinschafts-Gärten für die Arbeits- und Obdachlosen auf städtischen Brachen durchgesetzt.[4]

Sogar der Staat Kuba verordnet seinen Arbeitslosen Gartenarbeiten für die Zeiten der Krise, von oben verordnet funktioniert das aber so gut wie gar nicht.[5] Das ist nicht eigentlich etwas Neues. In den Nachkriegszeiten überlebten auch viele Deutsche mittels Schrebergärten und Kleinlandwirtschaften, aber diese Nutzgärten funktionierten meistens vor allem dann, wenn Menschen sie in Angriff nehmen, die selbst noch vom Land stammen, die Arbeiten gewohnt sind und sich im Garten auskennen.[6] Gleich nach Kriegsende wurde in Berlin den Berlinerinnen und Berlinern seitens der Besatzungsmächte das Bepflanzen sogar der Mittelstreifen der Straßen auferlegt. Im 19. Jahrhundert wurde immer wieder diskutiert, ob man den Armen Gärten zur Verfügung stellen könnte, statt ihnen Unterstützung zukommen zu lassen. Aber zwangsweise funktionierte das kaum, schon deshalb nicht, weil ohne gärtnerisches Wissen kaum geht. Dennoch kommt es gerade auf dem Niveau purer Selbstversorgerwirtschaft immer wieder

[1] Nigel Swain, „Hier steht jeder auf zwei Beinen" - Die Kleinlandwirtschaft im postsozialistischen Mittel- und Osteuropa, in: Elisabeth Meyer-Renschhausen und Anne Holl, a.a.O., 45-64, 48

[2] Vgl. Nigel Swain, Traditionen der häuslichen Kleinlandwirtschaft in Osteuropa, in: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker a.a.O.

[3] Heide Mertens, Carola Möller, Ulla Peters, Irina Vellay, Solidarisch Wirtschaften – wider die Zerstörungen, in: Jahrbuch Nachhaltiges Wirtschaften, Ausgabe 1, hrsg. von Waldemar Schindowski, Elisabeth Voß, Neu-Ulm 2001, 148-155

[4] Ingo Malcher, Saat für soziale Gerechtigkeit - Gärtner helfen Sozialhilfeempfängern, sich in der Bay-City selbst zu versorgen: Auf früheren Geröllhalden bauen sie Biogemüse an. In: Die Tageszeitung 24./25.8.1996. Vgl. Gert Gröning, Gemeinschaftsgärtnerei in nordamerikanischen Städten,in: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker, a.a.O.

[5] Anne Holl, Die neuen Gemüsegärten von Havanna – Staatlich verordnete soziale Bewegung zwecks Planerfüllung? In: Die Wiederkehr der Gärten, a.a.O., 104-122

[6] Vgl. Inge Buck, Zwischen Glücksinsel, Observation und Planungsvertreibung – Eine Recherche aus den Bremer Kleingärten, in: Die Wiederkehr der Gärten a.a.O., 162-175

zu Versuchen zu zwangsweiser Reagrarisierung, so u.a. in Venezuela in den 1970er Jahren.[1]

Selbsthilfe im 20. Jahrhundert

Diese Rückwendung zum Land und zur Landwirtschaft geschah in der Geschichte häufiger. Als Sozialarbeiterinnen, Hochschullehrer und andere Intellektuelle im späten 19. Jahrhundert das „Getriebe jenes liebeleeren und erbarmungslos fremden ökonomischen Kampf ums Dasein" (wie Max Weber sich ausdrückte) satt hatten, entstanden in den 1890er Jahren jene Diskussionen und Aktivitäten, denen wir in Europa das moderne Wohlfahrtswesen verdanken, samt städtischem Grün, Parks, Gartenstädten und Koloniegärten.[2] Diese sozialpolitischen Diskurse blieben nicht nur innerstädtische Wünsche, viele gingen aufs Land um zu „siedeln" und sich selbst zu versorgen. Am erfolgreichsten war die begeisterte Jugend dort, wo die Not es ermöglichte: in den Kibbuzim in Palästina.[3] Wenn wir so wollen, handelt es sich hiermit um jene „Reruralisierung", die studentische „Fair-Trade" Aktivisten auf dem „Hunger Gathering" parallel zum FAO-Gipfel im November 1996 forderten.

Ende des 19. Jahrhunderts war die Forderung nach Kleingärten für Arbeitslose populär, insbesondere seit der 1890er Jahre, als sich Vertreter der Sozialreform und der Arbeiterbewegung, in Berlin etwa der Sozialdemokrat Paul Singer für Koloniegärten für Arbeiterfamilien einsetzten. Den meisten Kommunen gelang es aber erst in der extremen Hungerszeit des I. Weltkriegs, genügend Land für Schrebergärten verfügbar zu machen, in denen Frauen als Alleinernährerinnen ihrer Familie das Nötigste erwirtschafteten. [4]

Die Novemberrevolution von 1918 schuf die Voraussetzungen zu einer neuen Gesetzgebung. Die „Kleingarten- und Kleinpachtlandverordnung" der Weimarer Republik vom 31.7.1919 verfolgte wirtschaftliche, gesundheitliche *und* soziale Absichten.[5] Jeder der wollte, sollte die Möglichkeit erhalten, auf 600 qm zumindest den eigenen Bedarf

[1] Claudia von Werlhof, Wenn die Bauern wiederkommen - Frauen, Arbeit und Agrobusiness in Venezuela, Bremen: Ed. Con Periferia 1985, 152

[2] Der Leipziger Schrebergartenverein Dr. Schreber konnte bereits 1896 ein Vereinshaus eröffnen, 1921 entstand der "Reichsverband der Kleingartenvereine". Deutsches Museum der Kleingärtnerbewegung Leipzig, Aachener. Str. 7 04109 Leipzig

[3] Vgl. Walter B. Godenschweger, Fritz Vilmar, Die rettende Kraft der Utopie - Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea, Frankfurt a.M. 1990

[4] Landesverband Berlin der Gartenfreunde e.V., ein starkes Stück Berlin. 1901 – 2001. 100 Jahre Berliner Kleingartenwesen, Berlin 2001, S. 41f

[5] Vgl. Reichsgesetzblatt, S. 1371 zit. nach: Artikel "Gartenbau" von Kurt Ritter. In: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. gänzl. überarb. Aufl., Jena 1924ff, 4. Bd. 1927, S. 558-572, S. 568

an Kartoffeln und Gemüse erwirtschaften zu können. Man ging davon aus, dass 600 qm für eine sechsköpfige Familie ausreichend Kartoffeln und Gemüse hervorbringen würden, mehr wollte der Verband der Erwerbsgärtnereien den Selbstversorgern nicht zugestehen. Die darüber hinaus gehende „Siedlungsidee" blieb die ganzen 20er Jahre hindurch eine der großen Hoffnungen der Arbeitslosen.[1] Bis 1933 und noch darüber hinaus schrieben zahlreiche Menschen an den „Evangelischen Siedlungsdienst", um ihrer Arbeitslosigkeit durch Landwirtschaft ein Ende zu machen. Nach 1945 bekamen in Deutschland Ost wie West Vertriebene als Ersatz für den verlorenen Hof so große Gärten, dass sie sich in der ersten Zeit der kriegsfolgebedingten Arbeitslosigkeit daraus versorgen konnten. Auch hier waren es meistens die Frauen, für die man die Gartenarbeiten vorsah, da die Männer eher eine Erwerbsarbeit fanden.

Verstädterungsprozesse implizieren Reagrarisierungsprozesse

Es sind die Städte selbst, die ihre eigene Lebensgrundlage und die sie umgebenden ländlichen Räume zerstören: Durch den kontinuierlich steigenden Wasserbedarf für Bewässerungslandwirtschaft, den industriellen und privaten Verbrauch verschärft sich vor allem die Konkurrenz von Stadt und Land um die verfügbaren ökologischen Ressourcen wie Boden und Wasser. Das Land wird eingeholt durch Probleme, die die wachsenden Städte ihm bescheren: Prestigeträchtige Großprojekte, wie z.B. Staudammbauten, entstehen zugunsten der Städte, der Reichen, der globalen Industrie. Die den Ländern des Südens verordneten Strukturanpassungsprogramme verlangen ihnen im Zeitalter der Globalisierung mehr denn je eine ausschließlich exportorientierte Ökonomie ab. Die damit einhergehende Etablierung kapital- und energieintensiver Anbaumethoden in der Landwirtschaft zerstört aber nicht nur die traditionellen Lebensbedingungen der Landbevölkerung, sondern mit ihnen auch die traditionellen Ernährungs- und Umverteilungssysteme. Das wird von den internationalen Finanzgebern gern übersehen. Die Folge ist, dass noch mehr Menschen vom Land in die Städte abwandern, wo die Versorgungsprobleme weiter zunehmen.

Für weltweit etwa 800 Millionen marginalisierte Stadtbewohnerinnen ist die kleinstrukturierte, subsistenzorientierte Landwirtschaft zur Überlebensstrategie geworden. Zwischen 40 und 50 % der afrika-

[1] Ulrich Linse, Antiurbane Bestrebungen in der Weimarer Republik. In: Im Banne der Metropolen - Berlin und London in den zwanziger Jahren, hrsg. v. Peter Alter, Göttingen/Zürich: Vandenhoek & Ruprecht, S. 314-344; Anne Feuchter-Schawelka, Siedlungs- und Landkomunebewegung. In: Handbuch der deutschen Reformbewegungen, 1880-1993, hrsg. Diethart Kerbs, Jürgen Reulecke, Wuppertal: Peter Hammer 1998, 227-244

nischen und lateinamerikanischen Stadtbevölkerung nutzen mit oder ohne Genehmigung öffentliche Freiflächen oder winzige Parzellen für Gemüseanbau und Kleintierhaltung.[1] Damit leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Entschärfung der städtischen Versorgungsprobleme. Entwicklungsprojekte, die ländliche Räume als Lebens- und Wirtschaftsraum attraktiver machen und der kleinbäuerlichen Subsistenzwirtschaft den Rücken stärken, könnten die Abwanderung in die Städte bremsen und die Versorgung der Städte mit lokalen Nahrungsmitteln verbessern. Solche Konzepte fehlen aber bislang. Durch Entwicklungshilfegelder finanzierte Gartenprojekte schlagen fehl, so berichtet Karin Standler aus dem ländlichen Burkina Faso, wenn sie ausschließlich auf die marktorientierte Ertragssteigerung für die Städte ausgerichtet sind. Dies geschieht nämlich auf Kosten der traditionellen Subsistenzgärten der Frauen.[2]

Generell sind auch bei uns die Gärten aus den Städten erst in der jüngsten Geschichte verschwunden, aus den Innenstädten der Provinzstädte oft erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In diesem Jahrhundert war besonders im nördlichen Teil Ostdeutschlands städtisches Ackerbürgertum noch weit verbreitet. Ackerbürger waren Vollerwerbsbauern, mit eigner Hufe oft als Pachtland. Der Name des Berliner Scheunenviertels etwa erinnert an diese Form städtischer Ökonomie. Die Scheunen lagen alle zusammen an den Ausfallstraßen zu den Äckern der Bürger, nördlich des Scheunenviertels die Ackerstraße, in Nachbarschaft der Gartenstraße. Nördlich, aber auch noch südlich von Berlin gehören in der Altmark, in Brandenburg, in Vorpommern oder im südlichen Mecklenburg, bis heute mehr oder minder gut erhaltene Scheunenviertel zum typischen Bild kleiner Städtchen und Dörfer.

Dieses Ackerbürgertum war nicht unbedingt „schon immer" existent, sondern oft Ergebnis eines gewissen Reagrarisierungsprozesses, wie sie viele der norddeutschen Hansestädte erfuhren, nachdem die wichtigsten Handelswege nicht mehr von Ost nach West verliefen, sondern von Süd nach Nord und Kriege die Städte zerstört und entvölkert hatten. Nach Bevölkerungsverlusten holten aufgeklärte Fürsten gezielt Siedler aus Holland, Frankreich oder Böhmen ins Land. Einen ähnlichen Reagrarisierungsprozess schildert Peter Hersche für Oberitalien. Die reichen Städte Oberitaliens verloren im Verlauf des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Gewerbe (Tuchweberei und Waffenfabrika-

[1] vgl. James L. Garret, Marie T. Ruel, Nahrungsmittel und Ernährung in großen Städten. In: Deutsche Welthungerhilfe, Hrsg., Jahrbuch Welternährung. Daten, Trends, Perspektiven, Frankfurt a.M. 2000, 44-47.

[2] Karin Standler, Wie tief muß der Brunnen noch werden? Gartenprojekte in Burkina Faso auf Kosten von Frauen und Umwelt. In: Die Wiederkehr der Gärten, a.a.O. 85-103

tion) an andere europäische Regionen. Aus Prestigegründen hatten Mailänder, Florentiner und Venezianer seit dem 15. Jh. Ländereien gekauft, nun begannen sie, im 16. und 17. Jahrhundert durch die Pest aus den Städten vertrieben, besonders erfolgreich in der Lombardei und in Piemont, sich landwirtschaftlich zu betätigen. Das 17. Jahrhundert (von den italienischen Historikern als Jahrhundert der „Dekadenz" als Forschungsfeld gemieden), war ein Jahrhundert des enormen Aufschwungs der oberitalienischen Agrarwirtschaft. Bis Ende des 19. Jahrhunderts war Italien ein erfolgreiches Agrarland. Noch heute beziehen wir in Berlin Gemüse, Reis und Weine aus diesen von Städtern damals neu entdeckten ländlichen Gebieten Italiens.[1]

Einige der uckermärkischen Ackerbürger im nördlichen Brandenburg waren mit ihrer kleinräumigen Landwirtschaft im 19. Jahrhundert ähnlich erfolgreich. Zum Beispiel Gartz an der Oder: seit Ende des 18. Jahrhunderts betrieben die Ackerbürger hier Tabakanbau mit zunehmendem Erfolg. Die Scheunen, die vor allem nördlich von Stadtwall und -graben zum Trocknen der Tabakblätter gebaut wurden, wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer größer, es entstand eine Art eigene historisierend prunkende Scheunenarchitektur. Auch die innerstädtische Architektur von Gartz war durch eine Hofbauweise bestimmt. Bis heute sprechen die Alteingesessenen Gartzer nicht von ihren Häusern, sondern von ihren „Höfen". Die mit der Traufseite zur Straße gelegenen Wohnhäuser haben - soweit sie die Bombardements 1945 überstanden haben - große Tordurchfahrten und rings um den Innenhof stehen verschiedene Ställe und Schuppen. Noch 1945 wurden hier Kühe und Schweine gehalten. Innerstädtische Landwirtschaft war noch bei Kriegsende völlig normal. Manch' einem aus der benachbarten Großstadt Stettin erschien diese Mischökonomie allerdings schon damals als sozusagen vorsintflutlich. „Die Gülle, die floss hier noch nach dem Krieg die offene Straße hinunter, es stank," erinnert sich ein damals dort gestrandeter Stettiner noch heute schauernd.[2] Erst die LPG-Wirtschaft hat Schweine und Kühe aus dem Stadtbild verschwinden lassen. Was nicht verschwand, waren die Gärten, die sich bis heute zwischen Wall und Stadtmauer und auch sonst auf zahlreichen innerstädtischen Brachen befinden und die die Wunden, die der Krieg riss, im Sommer in ein freundliche Grün verwandeln.

Vom Hegen und Einhegen

Gärten gehören heute zur informellen Ökonomie, genauer zur von

[1] Peter Hersche, Deindustrialisierung und Reagrarisierung in Oberitalien im 17. Jahrhundert. In: Journal für Geschichte, Juni 1987, 12-23
[2] Exkursion nach Gartz an der Oder am 7.-9.7.1996

„der Politik" nicht berücksichtigten Hauswirtschaft. Die derzeitige Politik ist dabei, sie in den Städten notfalls samt und sonders dem Kommerz zu opfern.[1] Der neue Brockhaus weiß nichts über ihre Bedeutung oder Geschichte.[2] Sogar städtische Kleingärten bekommen im neuen Brockhaus gerade einmal ganze elf Zeilen gewidmet.[3] Das Lexikon ignoriert die Gärten so wie die Wissenschaften seit Einführung der Nationalökonomie um 1850 die Hausarbeiten, die Subsistenz-Arbeiten der Frauen, übersehen. Das war nicht immer so. Das „Meyer's Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände" von 1847 widmet Garten und Gartenkalender viele Seiten und noch der „Meyer" von 1908 referiert seitenlang zum Thema Garten.[4]

Es handelt sich um jenen Teil der Landwirtschaft, der besonders alt ist und - in der Regel nahe am Haus - sich der einzelnen Pflanze zwecks der menschlichen Ernährung, zu Heilzwecken oder auch aus ästhetischen Gründen besonders widmet. Die einzelnen Gartenpflanzen bedürfen intensiver menschlichen Pflege. Sie erfolgt meist per Hand, eine Maschinisierung ist nur in geringem Umfang möglich. Die dermaßen intensiv bearbeiteten Beete werden daher gegen Haustiere und naschhaftes Wild mit einer (Gerten-)Hecke oder einem Zaun geschützt. Weder das Wildschwein noch der niedliche Dackel von nebenan soll die mühsam gesetzten Knollen wieder ausgraben können. Erst das Einzäunen des Weideviehs im Verlauf des 19. Jahrhunderts und das Ausrotten der Wildtiere erlaubt in neuerer Zeit auf die Umfriedung zu verzichten. Vorher waren die unumzäunten Gärten meistens herrschaftliche Ziergärten, wo Rehe nur minderen Schaden anrichten können, und die bereits nach den Vorstellungen ihrer aufgeklärten Erfinder im späten 18. Jahrhundert jedermann frei zugänglich sein sollten. Der Unterschied zwischen Gartenbau und Landwirtschaft ist heute der, dass im Garten für den eigenen Bedarf angebaut wird, während im unumzäunten Feldgartenbau oder unter Folientunneln „Kraut und Rüben" im größeren Maßstab für den Verkauf produziert wird und heute teilweise bereits halbmechanisiert geerntet werden kann. Aber im Prinzip bleibt auch die Erwerbsgärtnerei „händische" Arbeit im Gegensatz zu „Ackerbau und Viehzucht", die mit viel größerem Maschineneinsatz arbeiten können.

[1] vgl. Gert Gröning, Kampfesmutige Laubenpieper, Kleingärten und Politik in Berlin 1985-1995, in: Die Wiederkehr der Gärten a.a.O., 140-160 (Der damalige Bausenator wollte 1990-1995 in Berlin vor allem die innerstädtischen Schrebergärten opfern).
[2] Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bde, 19. völlig neu bear. Aufl., 8. Bd Fru-Gos 1989
[3] Brockhaus Enzyklopädie in 24 Bde, 19. völlig neu bear. Aufl., 12. Bd Kir-Lag 1990
[4] Meyer's Conversationslexikon für die gebildeten Stände, 1847, 11. Bd., Franzensbad - Gebärmutterfibroide, Seiten 959 - 984; Meyers großes Konversationslexikon 6. Aufl. 17. Bd. Franzensbad - Glashaus, 1908

Nach dem Zusammenbruch der antiken Hochkulturen verschwanden die Gärten aus dem Diskurs und vielleicht auch der Praxis bis weit ins Mittelalter hinein, genaues weiß man nicht. Unser Wort „Garten" stammt aus dem 8. Jahrhundert, als die Klöster entstanden, die Ländereien geschenkt bekamen und darauf Heilpflanzen und Küchenkräuter an bauten. Gärten wurden jetzt wieder Mode, unter anderem für Karl den Großen, der sich – dazu veranlasst angeblich durch seine Freundschaft mit dem Kalifen Harun al Raschid, von dem er Anbautipps und Knollen bekam - der „Gartenkunst" widmete.[1] Demgegenüber kam gewerblicher Gartenbau erst im Mittelalter auf. Aber „Mode" wurden Gärten und privater wie kommerzieller Gartenbau vor allem im 18. Jahrhundert, als in Europa die ersten Glashäuser („Orangerien") entstanden. Die Aufklärer, die Encyclopädisten des 18. Jahrhunderts, widmeten sich auch den Gärten ausführlich.[2] Die Begeisterung für das Land und seine Schäfer war bald schier grenzenlos: Marie Antoinette trug einen ganzen Gemüsegarten auf ihrem Hut spazieren und unterhielt in ihrem Park in Versailles einen Kuhstall mit allem Drum und Dran. Die bürgerliche Gesellschaft begann mit der Hinwendung zu den Voraussetzungen ihrer Existenz; Dichter und Denker versuchten sich als Landwirte.[3] Über 100 Jahre später, an der Wende zum 20. Jahrhundert, wollte die bürgerliche Jugend wiederum durch Auszug aufs Land eine „neue Gesellschaft" gründen.

Bis ins 19. Jahrhundert hinein galt der Gartenbau, wegen der besonderen Kenntnisse, die er gegenüber der Landwirtschaft erforderte, als „zünftiges Gewerbe". In Bamberg gab es noch in den 1880er Jahren 700 gelernte Gärtnermeister. Seit der Einführung einer überwiegend für den Markt produzierenden Landwirtschaft geriet der Gartenbau ins Hintertreffen. Der Gartenbau wurde zum „Anhängsel der Landwirtschaft"[4], den man nur insofern berücksichtigte, als er für die gewerbliche Landwirtschaft von Belang war. Dementsprechend gab es lange keine aussagekräftige Statistik der Gartenbauprodukte, wie im Handwörterbuch der Staatswissenschaften von 1927 kritisiert wird.[5] Heute scheint - zumindest umgangssprachlich und nach Lexikon - „Garten" ganz zum Begriff für den informellen Eigenanbau verkommen zu sein, während erwerbsorientierte Gartenbaubetriebe sich bemühen, möglichst im Gewande seriöser Wirtschaften zu kleiden. Tatsächlich hat die neue Begeisterung für Gärten eine boomende neue Branche von Gartenbau-Centern an den Rändern der Städte hervorgebracht.

[1] Artikel "Gartenbau" in: Meyers großen Konversationslexikon 6. Aufl. 17. Bd. Franzensbad - Glashaus, 1908, 345-349, 346

[2] Heide Inhetveen, Von der "Hausmutter" zur "Mithelfenden Familienangehörigen" - Zur Stellung der Frau in Agrartheorien, In: Freilichtmuseum und Sozialgeschichte, Referate des Symposiums am Fränkischen Freilichtmuseum vom 7. bis 8. November 1985, Bad Windsheim 1986, 109-121

[3] erfolgloser als der Begründer der Wissenschaftlichen Landwirtschaftslehre Albrecht Thaer war etwa der Dichter und ehemalige Erfurter Professor Christoph Wieland (1733-1813) ab 1775 auf Oßmannstedt bei Weimar.

[4] ebda, 566

[5] ebda, 569

Gärten standen am Anfang der Ackerbaukultur[1] und bezeichnen vielleicht auch ihr Ende. Nach dem Abwickeln der LPGen, bleibt vielen Landbewohnern nur Haus und Garten. Die Frauen und Männer bewerten ihre Arbeiten in ihren Gärten heute entsprechend üblicher Sprachvorgaben aus der Politik als „Hobby", das sich eigentlich nicht mehr lohnt. Sie sind daran gewöhnt, dass ihre Gärten, in DDR-Zeiten funktionsfähige Nebenerwerbslandwirtschaften, reales Geld brachten, als es für ein Schwein noch 1000 Mark, für ein Kaninchen 60 Mark gab. Als wir aber mit unserem Seminar im Sommersemester 1996 erneut nach Gartz kamen, wurde unser Interesse an den Nutzgärten und Kleinstlandwirtschaften interessiert aufgenommen. Unser pures Nachfragen ließ die Wertschätzung der eigenen Arbeit bei vielen Frauen deutlich steigen. Sie fühlen sich mit der Arbeit im Garten anerkannt. Damit machen sie es nicht mehr nur, weil „sie es so gewöhnt sind" und „weil es einfach sehr viel besser schmeckt". Jetzt ist es auch wieder „richtige Arbeit", obwohl es kein Geld bringt. „Es lohnt sich eben doch!", sagte mir eine Koloniegärtnerin resümierend mit Entschiedenheit noch in den Rücken hinein, als ich mich eigentlich schon verabschiedet hatte.

Ökologische und soziale Bedeutung städtischer Gartenwirtschaft

Heute gibt es weitere Gründe für die städtische Gartenwirtschaft. Nitrat im Grundwasser macht deutlich, dass der konventionelle Landbau uns zu gefährden beginnt. Um den Pestiziden in den konventionell gezogenen Lebensmitteln zu entgehen, betrieben Helga und William Olkowski in Berkely, Kalifornien Ende der 70er Jahre eine erfolgreiche „Selbstversorgung in der Stadt" neben ihrem Unterricht an der Universität. Als sie darüber schrieben, hatten sie sich schon vier Jahre lang von ihrem winzigen Grundstück an der Seite ihres Hauses komplett und nicht nur vegetarisch ernährt, sie hatten sogar Kaninchen.[2]

Den Pestizid-Misch der konventionellen Landwirtschaft vertragen wir wahrscheinlich nicht mehr.[3] Die bisherige „Minimalrückstandsverord-

[1] Vgl. u.a. Eduard Hahn, Demeter und Baubo - Versuch einer Theorie der Entstehung unsres Ackerbaus, Lübeck: Selbstverlag o.J. (1896)

[2] Helga und William Olkowski, Selbstversorgung in der Stadt, Reinbek 1985

[3] Theron G. Randolph, Ralph W. Moss, Allergien: Folgen von Umwelt und Ernährung - Chronische Erkrankungen aus der Sicht der Klinischen Ökologie, 5. durchges. Aufl., Karlsruhe 1990

nungspolitik ist vielfach überholt, da man vor allem einspurig geforscht hat. Ein menschlicher Körper kann offenbar den minimalen Rückstand eines Pflanzenschutzmittels ganz gut vertragen, sobald er aber deren mehrere verdauen soll, tritt der synergistische Effekt ein und „das System dreht durch".[1] Bei einem Verfahren, das der Radiologe Popp mit Doktoranden an der Universität in Marburg entwickelt hat, kann man die Strahlung lebendiger Pflanzen messen und sichtbar machen.[2] Im Vergleich strahlen die biologisch angebauten Pflanzen kräftiger, vielleicht ein Grund, warum sogar Ratten, ganz egal ob zuvor an konventionell oder biologisch erzeugte Lebensmittel gewöhnt - den biologisch angebauten Lebensmitteln den Vorzug geben, wie ein Forscherteam am Wiener Ludwig-Boltzmann-Institut für ökologischen Landbau festgestellt hat.[3] Es sind wahrscheinlich die natürlicheren Aromen, die Mensch und Tier veranlassen, biologisch angebaute Früchte anderen vorzuziehen.[4] Über Geschmack lässt sich also sehr wohl streiten. Wenn Gärtnerinnen aus Tradition wie im Landstädtchen Gartz behaupten, die Produkte aus eigenem Anbau, „schmecken einfach besser", ist da wahrscheinlich „was dran". Der noch unverdorbene Geschmack der Landbewohner weist uns zudem in die Richtung einer „nachhaltigen" Bodenbaukultur. In einer - im Vergleich zum reichen Westen - „relativ geldlosen Gesellschaft" wie jener des „platten" Landes in Ostdeutschland haben die Gärten oder Nebenerwerbslandwirtschaften vor allem ideellen und sozialen Wert und bewahren vor würdeloser Erwerbslosigkeit in völliger Untätigkeit.

Die Göttinger Agrarsoziologin Heide Inhetveen berichtet aus einem in Erwerbslosigkeit gefallenen fränkischen Dorf, dass es vielfach die Entscheidung der Frauen war, nach Stillegung der Fabrik, die Männer auf ferner gelegene Arbeitsplätze zu schicken, während sie Selbst die Nebenerwerbslandwirtschaft allein weiter führen oder sich zumindest um den Garten kümmern.[5] Die Gärten garantieren die Kommunikation unter den Dörflern und führen zu gegenseitigen Aushilfsaktionen. Die Gärten, schließt Heide Inhetveen, tragen nicht unerheblich zu einem positiven sozialen Klima des Ortes bei, sie halten auch Dörfer ohne Landwirtschaft lebendig, sie haben eine positive soziale Funktion.[6] Ähnlich positive soziale Wirkungen beschreibt auch Irmtraud Grünsteidel für New York, wo Ghettobewohner „commmunity gardens" auf brachliegenden Baugrundstücken geschaffen haben, die sie gemeinschaftlich bewirtschaften. Damit stärken sie nicht nur ihren sozialen Zusammenhalt, sondern setzten der Verwahrlosung ihrer Wohngebiete etwas entgegen. Allerdings sind diese Gemeinschaftsgärten inzwischen in ihrer Existenz bedroht, da die Stadt New York diese Flächen gewinnbringend an Investoren verkaufen will. Sie sind aber für ihre Umgebung jeweils so wichtig, dass die ihre Gärten verteidigenden Community-Gardeners Unterstützung von allen Schichten der riesigen Stadt New York erhalten.[1]

[1] Irene Witte, Toxische Kombinationswirkungen von Umweltchemikalien. In: Arzt und Umwelt - Ökologisches Ärzteblatt, 1996, Heft 4, 212-216
[2] Fritz-Albert Popp, Die Botschaft unserer Nahrung, Frankfurt a.M. 1993
[3] Manfred Hoffmann, Lebensmittelqualität, 2. überarb. Aufl. hrsg. Bad Dürkheim, Stiftung Ökologischer Landbau, Karlsruhe 1995, 41
[4] ebda., 34 ff
[5] Heide Inhetveen, Fabrik in der Krise-Krise im Dorf?In: Pro Regio 14/1994, 17-28
[6] Heide Inhetveen, Hortikultur als Vorbild, in: Politische Ökologie 12. Jg.1994, Sonderheft 6, 22-27

In Göttingen entstanden vor erst wenigen Jahren, auf Grund einer Initiative bosnischer Frauen und ihrer deutschen Unterstützerinnen, auf 12000 qm internationale multikulturelle Gärten. Die Gärten verschaffen 220 Migrantinnen und Asylantinnen, einschließlich ihrer Männer/Frauen und Kinder aus 14 verschiedenen Ländern, die bei uns etwa kein Recht haben, zu arbeiten, die Möglichkeit sich nutzbringend zu betätigen. Im Austausch mit den anderen Gärtnerinnen erfuhren die Frauen und Männer nicht nur etwas über Pflanzen, sondern auch über andere Kulturen, ihre Pflanzen und Essensgewohnheiten. Das eigene Leid relativierte sich, indem sie so ihren Horizont erweitern konnten. Sie begannen sich, für andere Länder und für Politik zu interessieren.[2] Die Gärtnerinnen der interkulturellen Gärten befinden sich in bester Gesellschaft, über 56% der Westdeutschen bzw. 59% der Ostdeutschen haben Gärten. Die Gärten sind der Deutschen liebstes Hobby.[3]

Gärten als Anfang und Ende der Landwirtschaft

Die Begeisterung für Gärten ist alt. Die Geschichte der Menschheit begann der Bibel zufolge im Garten Eden und noch immer hoffen viele nach ihrem Tode in Paradies eingehen zu können. Eden war auch der Name utopistischer alternativer Gemeinschaften Ende des letzten Jahrhunderts, wie wir aus Oranienburg wissen. Im Süden der Erde ist das Verfügen-Können über ein Stück Land zumindest in Größe eines Gartens überlebensnotwendig. Andererseits reicht in den Tropen, aus denen die meisten unserer Gartenfrüchte stammen, ein Grundstück von der Größe eines Gartens nahezu aus, eine Familie zu ernähren. Um 1800, als man der bereits erwähnten Gartenbegeisterung der

[1] Irmtraud Grünsteidel, Community Gardens. Grüne Oasen in den Ghettos von New York, in: Die Wiederkehr der Gärten, a.a.O., S. 125 –139 und Edie Stone, Community Gardening in New York wird zur politischen Bewegung, in: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker, a.a.O.
[2] Christa Müller, All das macht mich wieder wach – Gartenkultur als Interkultur, in: Der Kritische Agrarbericht 2001, Rheda-Wiedenbock 246-249
[3] Heide Inhetveen, Die Landfrau und ihr Garten - Zur Soziologie der Hortikultur. In: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, 42.1994, Heft 1, S. 41-58

Aufklärung huldigte, sahen Menschen wie Alexander von Humboldt mit Blick auf die chinesische Gartenbaukunst, wie viel man dort aus minimal großen Grundstücken herauszuarbeiten verstand. In den Tropen reicht vielfach schon ein kleiner Acker, die Landbewohner vor Hunger oder Unterernährung zu bewahren.[1]

Die wichtigste Forderung der Afrikanerinnen auf der Weltfrauenkonferenz in Peking war, ein Recht auf „Zugang" zu bebaubarem Ackerland, Sicherheit für die notwendigen Haushaltsgärten.[2] „Ernährungssicherung" heißt für viele des Südens vor allem: Recht auf ein Stück Gartenland. In Zeiten der Krisen sind Gärten lebensnotwendig. Um die Probleme der zunehmenden Armut und fehlenden Ernährungssicherung in den Städten beheben zu können, müssen politische Entscheidungsträger und Planer diese Probleme aber erst einmal anerkennen; Sie sollten mehr als bisher bereits praktizierte Strategien der Überlebenssicherung unterstützten. Immerhin ist in afrikanischen Stadtverwaltungen, z.B. in Ghana, seit kurzem zu beobachten, dass Abteilungen gebildet werden, die einem „Urban Agriculture Officer" unterstehen und die Legalisierung der städtischen Landwirtschaft voranbringen sollen.[3]

Der neue FAO-Gipfel 2001 sollte sich daher besonders für eine Art „Schrebergarten und Kleinlandwirtschaftsprogramm" für die Frauen des Südens und die Erwerbslosen weltweit einsetzen. Nicht zuletzt die Gärtnerinnen aus der Bronx und aus Brooklyn in New York haben vielfach gezeigt, welche positive soziale Effekte gemeinschaftlich betriebene Nutzgärten in der Stadt haben können.

---

[1] Vgl. Handbuch der Landwirtschaft und Ernährung in den Entwicklungsländern, Bd. 1, Peter von Blanckenburg, Hrsg, Sozialökonomie der ländlichen Entwicklung, Stuttgart 1982

[2] Christa Wichterich. In: Forum Umwelt und Entwicklung, Nr. 3 1996

[3] Friedhelm Streiffeler, Landwirtschaft als Überlebensbedingung in afrikanischen Städten. In: Elisabeth Meyer-Renschhausen, Renate Müller, Petra Becker, a.a.O.